

Die Halle und die Zeitungen 250 Mark...  
Halle a. S., Druckerei...

Die Halle und die Zeitungen 250 Mark...  
Halle a. S., Druckerei...

# Die Halle und die Zeitungen

## Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 323. — Jahrg. 190. Halle a. S., Donnerstag 14. Juli 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Berliner Bureau: Berlin S.W., Bernburgerstr. 3.

### Deutsches Reich.

Der Kaiser gedachte gestern noch vor Mitternacht zu bleiben. Der Kaiser arbeitete am Dienstag nach dem Besuche des bei Wolke vor Anker liegenden englischen Geschwaders am Bord und machte einen Spaziergang.

Die Kaiserin und die Prinzessin Heinrich haben gestern Morgen trotz regnerischen Wetters am Bord der Yacht „Zuna“ eine zweiwöchige Secheltfahrt angetreten.

Dem Vizepräsidenten des Staatsministeriums, Finanzminister Dr. v. Mühl, ist die Kur in Gms außerordentlich gut bekommen. Am 10. d. M. hat er sich in Begleitung seiner Tochter, Frau von Schöller, nach Wildbad im Schwarzwald begeben, wo er drei Wochen zu bleiben gedenkt, worauf Herr v. Mühl noch für einige Zeit bei seinem Schwiegerjungen, dem Rittergutsbesitzer von Schlipa in Bessau, Kreis Weitz, Aufenthalt nehmen wird.

Die „Darmstädter Zeitung“ veröffentlicht die Ernennung des Ministerialrates Herr von Ribba zum Geheimrat im Staatsministerium und der Obersteuerrat Professor Darmstadt, Senatsmitglied, Strauß-Gießen zu vortragenden Räten im Finanzministerium.

In Verfassung unentwerflicher Nachrichten schreibt die „Sächs. Sta.“: Besten Vernehmen nach sind seitens aller preussischen Ressorts sehr energische Schritte an die Beamten geplant, um sie vor der Sozialdemokratie zu warnen, besonders auch was das gegen Sozialdemokratische Zeitungen betrifft. Solche die vergeblich gewarnten Beamten wird man sehr energisch vorgehen, eventuell mit sofortiger Dienstentlassung.

Der unläuterer Wettbewerb. Das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs hat bisher zweifelslos heilsam gewirkt, aber wie bei allen Gesetzen hat es die Praxis gelehrt, es als allen Anforderungen entspricht oder nicht. Die „N. N.“ glauben, daß wenigstens in einem Punkte eine solche vorhanden ist, und zwar betrifft sie den Schutz eines Produktes, das in Deutschland von besonderer Wichtigkeit ist, das Bier. Das genannte Gesetz des Herrn v. Mühl schreibt dazu:

In ungleichen großen und kleinen Meistern finden sich Ausfälschungen und Plagiate, durch welche der Verkauf von „Wismar“, „Rulmbacher“, „Wismar“ u. s. w. Bier angeht. Doch welche Entwürfungen sind häufig diejenigen ausgesetzt, die im Vertriebe auf diese Vorschriften die Folge betreffen. Statt des einen oder des anderen der genannten echten Biere wird ihnen ein in der Farbe wohl ähnliches, in der Qualität jedoch dem angelegentlich Original meist sehr unähnliches Erzeugnis vorgelegt, eine Imitation, die in irgend einem von Mägen, Kanten oder Wägen mit anderen Worten hergestellt ist und unter dem Deckmantel der üblichen Bezeichnung das Originalbier verkauft wird, um den Schein der Echtheit zu wahren. Da der Mißbrauch in dieser Beziehung täglich wächst, und die Sache bei dem Umfange des deutschen Bierkonsums von großer Bedeutung ist, wird man bei einer eventuellen späteren Revision des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb wohl nicht umhin können, auch diese Frage in entsprechende Erwägung zu ziehen.

Die Verhandlungen des Reichs-Postamts mit den verschiedenen Privat-Postanstalten, bezüglich der ihnen zu gewährenden Entschädigungen, im Falle die Ausdehnung des Postverkehrs auf die Förderung von geschlossenen Briefen im Ortsverkehr beschlossen werden sollte, laufen, wie die „Nordb. Allg.-Zeitung“ hört, ein befriedigendes Ergebnis für beide Seiten erwartend.

Im Reichsjustizamt ist man gegenwärtig mit der Einleitung der zahlreichen Einreden über den im Dezember v. J. veröffentlichten Entwurf eines Reichsgesetzes betreffend die Sicherung der Ausforderungen beschäftigt.

In der letzten Nummer des „Staatsanzeigers“ werden Überlieferungen über die Nüthen-Verarbeitung und den Inlandsverkehr mit Zucker, sowie über die Ein- und Ausfuhr von Zucker im Juni 1898, ferner eine Zusammenstellung der Vertriebs-ergebnisse der Zuckerraffinerien des deutschen Reiches im Juni 1898 und in der Zeit vom 1. August 1897 bis 30. Juni 1898 veröffentlicht.

Die Berliner Nüthen-Zinnung hat, wie verlautet, die Absicht, demnächst für alle in Berlin beschäftigten Gesellen Dienstentlassungsscheine einzuführen. Man will damit eine Kontrolle schaffen, um den schlechten Elementen in der Gesellschaft das Handwerk zu legen. Es soll in letzter Zeit vielfach vorgekommen sein, daß die Gesellen angefangene Arbeiten nicht fertigstellen und damit dem Meister große finanzielle Verluste zufügten. Die Einführung der Berliner Zinnungsscheine, die mit großer Genauigkeit zu begründen und der eine möglichst allgemeine Art und Weise der Nachahmung zu ermöglichen, ist, erregt natürlich den höchsten Glimm der Sozialdemokratie und der von den Unstärkposteln bereits verführten Arbeiter. Denn diesen ist ja die tüchtige Arbeit Nebenhand; Hauptzweck ist ihnen das Schwadronieren, sowie die Vermittlung, möglichst viel Unzufriedenheit zu stiften, den Meister zu terrorisieren und widerigfalls zu tödigen und zu ruinieren.

Von den Bergwerken, Salinen- und Aufbereitungsanstalten Preußens, deren es im Jahre 1897: 2215 (gegen 2091 im Jahre 1896) mit einer Beschäftigung von 417 071 (-24 338)

gab, beschäftigten im letztverflossenen Jahre 266 Arbeiterinnen und 728 jugendliche Arbeiter. Die Beschäftigung dieser Werte umfaßte die Zahl von 388 745 Arbeitern. Die Zahl der Arbeiterinnen in die ihnen beschäftigt wurden, betrug 7970 und machte 1,91 % der Gesamtbeschäftigung aus. Im Jahre 1896 waren auf den Bergwerken u. s. w. 2870 Arbeiterinnen oder 2,11 % der Gesamtbeschäftigung beschäftigt. Aboluit und relativ hat demnach die Beschäftigung von Arbeiterinnen in den Bergwerken u. s. w. abgenommen. Die Zahl der jugendlichen Arbeiter hat sich dagegen um etwas vermehrt. Es wurden 17 173 gegen 11 326 im Jahre 1896 beschäftigt. Auch die Zahl der beschäftigten Kinder hat sich von 63 auf 83 erhöht. Von den männlichen jugendlichen Arbeitern waren 10 892 über Tage und 600 unter Tage beschäftigt. Die Zunahme der jugendlichen Arbeiter entfällt hauptsächlich auf den Oberbergsamtsbezirk Dortmund mit 480 Köpfen, es folgen Bonn mit 194, Breslau mit 169, Halle mit 11 und Clausthal mit 2 Köpfen. Die Abnahme in der Beschäftigung der Arbeiterinnen entfällt gänzlich auf den Oberbergsamtsbezirk Breslau. Die anderen Oberbergsamtsbezirke haben keine Zunahmen aufzuweisen.

Ein wirtschaftlich-fürsorgliches Erschließung von Kaufmann ist ein erstklassiger Hofen und damit im Zusammenhang die völlige Neugründung einer Stadt moderner Einrichtungen geplant. Tinton, der bisherige Sitz der deutschen Verwaltung, ist als Städteplatz nicht geeignet, ebenso wenig die Röhde dieses Orts als Hofen. An den Stadtplanungen wird fortwährend gearbeitet. Da aber die Pläne für Hofen- und Stadtanlagen noch nicht feststehen, hat das Gouvernement, wie die „N. N.“ berichtet, folgende Anordnung getroffen, um zu vermeiden, das einzelne Grundstücke, die bereits an Private vergeben waren und mit deren Bebauung diese vielleicht schon begonnen hätten, hinterher bei der Einbauanlage für Straßen, öffentliche Bauten u. s. w. benützt werden und dann vom Gouvernement zurückgekauft werden müssen. Es werden augenblicklich Grundstücke in Kaufmann vom Gouvernement nur auf Widerruf überlassen, d. h. mit der Klausel, daß sie der Verwaltung auf Verlangen wieder zur Verfügung gestellt werden müssen. An dieser Klausel hat man in allen bisher vom Gouvernement abgeschlossenen Veräußerungsverträgen, ohne jede Rücksicht auf die Verlor des Erwerbers, ausnahmslos festgehalten. In naher Zukunft, sobald die Stadtpläne feststehen und die Vermessung der Grundstücke, woran mit aller Kraft gearbeitet wird, abgeschlossen ist, wird die endgültige Vergabung des Landes an Private beginnen.

### Chechisch-Italien.

Zur Sage.

Wieder ist eine Verhandlung zwischen der deutschen Botschaft und dem Grafen Tzun nicht erfolgt; die diesbezüglichen Verhandlungen dauern aber noch fort. Die Propositionen Tzuns sind derart, daß die Situation der Deutschen in Böhmen und Mähren verbleibt, anstatt gebessert wird. Die Abgeordneten Sodenberger, Wenzel und Groß stellen gestern Nachmittag dem Grafen Tzun mit, daß die Gläubiger einmütig ablehnen, mit der Verwaltung über das Sprachengesetz zu verhandeln, welches sich nach eingehender sachlicher Prüfung als absolut unannehmbar für die Deutschen erwiesen habe.

### Die Dreyfus-Affaire.

Während die Dreyfus-Affaire in der Mideelfester im Festlande prangen, herrscht in der Bevölkerungieberhafte Aufregung. Die Leute, die gestern vor Picquarts Wohnhause „Tod dem Verräther“ riefen, erhielten keine Kenntnis davon, daß Picquart im Hause des ehemaligen Justizministers Cravieux verhaftet werden sollte, wo alle sogenannten Intellektuellen sich ein Rendezvous gaben. Ein großes Wachengebot ist vor Cravieuxs Hause poliert. Präsident Faure ließ sich Nachts von Präsidenten Plan persönlich über die getroffenen Maßregeln unterrichten. Es liegen über die Dreyfus-Affaire folgende Meldungen vor:

Paris, 13. Juli. Die Dreyfus-Affaire erlitten einstimmig, die Dreyfusangelegenheit nehme immer beunruhigendere Ausdehnung an. Die nationalitätlichen Blätter protestieren gegen die Verhaftung Cravieuxs. Es heißt, die Angelegenheit werde in der Kammer zur Sprache gebracht werden. Auch in der Wohnung der Frau Gierhays sollte eine Durchsuchung vorgenommen werden; diese unterließ jedoch, da Frau Gierhays auf dem Lande weilt. In der Wohnung der Gebrüder Gierhays wurden viele Papiere beschlagnahmt. Gierhays geriet, als der Untersuchungsrichter Verletus ihm seine Verhaftung verständlich, in furchtbare Aufregung und weinte. Gierhays ließ dem Dreyfus aus und soll gesagt haben: „Jetzt werde ich ausbrechen.“ — Der „Siecle“ eröffnet eine Subskription behufs Befreiung des Briefes Picquarts an Dreyfus und Demogues an den Justizminister Sarrin. Der „Aurore“ zufolge findet heute eine Versammlung des „Bundes für die Menschenrechte“ statt, in der gegen die Verhaftung Picquarts Verwahrung eingelegt werden soll.

Paris, 13. Juli. Gierhays wird nach dem Civilgericht gestellt werden. „L'Evénement“ zufolge weiß man nicht, ob die Verhaftung mit der Dreyfus-Angelegenheit zusammenhängt.

Paris, 13. Juli. Die Verhaftung Gierhays soll auf Grund der Prüfung verschiedener Schriftstücke erfolgt sein, die, wie angenommen wird, von Gierhays diktiert und von

Madame Pagn geschrieben worden sind. Einer ansehnlichen Meldung zufolge erfolgte die Verhaftung wegen Wechsel-Fälschung. 13. Juli. Dem Vernehmen nach übernimmt Rechtsanwalt Labori die Verteidigung des Obersten Picquart. — Dem Blatte „Droit de l'Homme“ zufolge werden Cravieux und seiner Gebrüder fünfzehn verschiedenen Art zur Haft geleitet, darunter solche bezüglich Schmutzigen beschuldigter Gebrüder, ferner der mit Cravieux unterzeichneten Telegramme, wodurch Picquart seiner Zeit bedroht wurde.

Paris, 13. Juli. Mehrere Regierungsdokumente beginnen angefaßt der Ueberführung der Ereignisse einzuheben, daß die Sache des Generalstabes schief geht, ist die Ausführung in der Wohnung der Frau Gierhays bereits deutlich, daß die Behörden Gierhays wegen Spionage verfolgen. Vor dem Untersuchungsrichter Verletus benahm sich Gierhays heute sehr frech. Er rief aus, er werde es dem Generalstab geduldig einlegen. In den Reihen des Generalstabes herrscht große Aufregung. Hofeiser und Drumont und das „Petit Journal“ benehmen sich wie Nalende. Sie fordern die Verhaftung der Senatoren Rauc, Trarieux und Scherer-Melner. Ein Generalstabsoffizier äußerte öffentlich, man werde aus im Falle eines Cravieuxs Gierhays den Dreyfus-Prozess nicht revidieren, weil außer dem genannten Generalstab vier Generale und viele Minister in der sämtlichen Welt bloß gestellt werden würden.

Paris, 13. Juli. Präsident Faure wurde auf dem Wege zum Bankett vom Willings die „Mischelerei“ stand, selbst allfällige „Es wurde „vivo Faure“, „viva la republique“ gerufen. Trotz des Regens hatte sich eine große Menschenmenge beim Bankett angeammelt.

Paris, 13. Juli. Oberst Picquart wird nach dem Gefängnis in Paris gebracht werden. Die Verfolgung geschied auf Grund des Cravieuxs Gierhays der Untersuchungsrichter wird die Angelegenheit erst am Freitag wieder aufnehmen.

Die „Nord. Allg.-Z.“ erklärt heute, in Verhütung weiterer wiederholt kargerlegen Ansicht, offizios, es liege kein Anlaß für die deutsche Regierung vor, ihre bisherige Haltung zu ändern. Deutschland betrachte diese Sache fortgesetzt als eine rein inner Angelegenheit Frankreichs, die es höchstens auf dieselbe Weise verfolgen, wie jede andere interessante Kriminal-affäre.

### Der Krieg.

In Santiago ist das Bombardement wieder unterbrochen worden; die Spanier haben, wie unsere Leser bereits wissen, die meiste Flotte geschickt. Es heißt benannt, als ob nunmehr auch das Militär an Ort und Stelle wüßten. Widerstand für vergeblich hält, so daß nur noch General Blanco, der sich bekanntlich viele Meilen weit entfernt in Havana befindet, für die Fortsetzung des Kampfes wäre. Die Minister in Madrid wollen den Marschall offenbar nicht vor den Kopf stoßen, darum möchten sie den Frieden lieber im Einverständnis mit ihm schließen, als gegen seinen Widerstand; aber thatsächlich ist die spanische Regierung trotz aller Ablehnungen eifrig mit der Beendigung des Krieges beschäftigt. Es wird gemeldet, daß General Azcaraga, welcher nach dem Tode von Genoa eine Zeit lang Minister gewesen war, in besonderer Sendung nach dem Zustand abgereicht ist. Man berichtet, daß der General eine eilige Rundreise über Paris, Rom und Wien antreten habe, um die Anführer der dortigen Regierungen bezüglich einer etwaigen Mitwirkung der Großmächte die Friedensverhandlungen kennen zu lernen. Ueber die augenblickliche Situation geben nachfolgende Telegramme Auskunft.

London, 13. Juli. Die dem „Newerischen Bureau“ aus Washington gemeldet wird, wäre die völlige Ausräumung Aboas und Portorikos von feindlichen Spaniern das nicht herabzulassende Mindestmaß an Forderungen, über welches Amerika bei Erörterung der Frage der Beendigung des Krieges verhandeln könnte.

Madrid, 13. Juli. Die Regierung erhielt noch feinerlei Nachricht von der Capitulation von Santiago. Nach den letzten Mitteilungen laßen die Befragten heldenmütigen Widerstand.

New York, 13. Juli. Eine Meldung des „Newerischen Bureau“ aus Baya del Cile vom 12. d. M. beilagt: Regengüsse überfluteten die Linien der Belagerungstruppen und verzögerten die Amerikaner aus ihren Verhauungen. Die Straßen sind fast unpassierbar; der Regen wird voraussichtlich die Ankunft der Belagerungstruppen verzögern. Die Spanier unter Garcia sind an beiden Seiten der Straße verstreut, welche die Spanier einschließen müßten, falls Loral sich zurückziehen sollte. Die Amerikaner haben Entstellungen gemacht, welche den linken Flügel der Spanier bedrohen. Die Amerikaner geschritten das Rabel, welches Guama, Santiago über Cienfuegos mit Trinidad und Manzanillo verbindet. — Dem „New York Herald“ zu Folge gab Miles Webb, aus gesundheitlichen Gründen Gibson in Brand zu setzen. — Der „Washington Tribune“ in Folge erkrankte die Militärärzte jeden Augenblick den Ausbruch des gelben Fiebers unter den Truppen in Santiago, wo bereits schon dreizehn Fälle vorgekommen sind.

London, 13. Juli. Das englische Kanonenboot „Blaze“, welches Manila am 10. Juli verließ, ist hier eingetroffen. Das







**Wucher.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Kaffee.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Getreide.**

\* Bremen, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Wollmarkt.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Wollmarkt.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Dele. Oelfaen. Fettwaeren.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Wollmarkt.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Wollmarkt.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Wollmarkt.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Wollmarkt und Wolle.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Wollmarkt.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Wollmarkt.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Wollmarkt.**

\* Hamburg, 13. Juli. (Wochenschrift) ...

**Coursnotierungen der Berliner Börse vom 13. Juli.**

Table with columns for 'Deutsche Fonds und Staatspapiere', 'Ausländische Fonds', and 'Deutsche Hypothekendarlehen'. Lists various securities and their prices.

**Bank-Aktien.**

Table listing various bank stocks such as 'Banque de Paris', 'Comptoir d'Escompte', etc., with their respective prices.

**(Bank) Diskont.**

Table showing discount rates for various banks and locations, including 'Berlin', 'Hamburg', and 'London'.

**Deutsche Hypothekendarlehen.**

Table listing mortgage loans from various banks and regions, including 'Hamburg', 'Bremen', and 'Berlin'.

**Obligationen industrieller Gesellschaften.**

Table listing industrial company bonds, such as 'Hessische Eisenbahn', 'Bayerische Eisenbahn', etc.

**Leipziger Börse vom 13. Juli.**

Table showing stock market prices from the Leipzig exchange, including various local and foreign securities.

Metzer-Dombauloose à 30 Mark sind jetzt noch erhältlich in allen Lotteriegeschäften! ...

Advertisement for 'Landwirthe! Aufgepasst!' featuring 'Land- und Mustergut' with details on farm properties and agricultural products.

Advertisement for 'Strohseile' (straw ropes) and 'Zorn, Deutleben' products, highlighting their quality and availability.

Advertisement for 'LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT' (meat extract), including a product image and promotional text.

Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle. Für die Inserate verantwortlich Herr Dr. Hermann, Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.





(Nachdruck verboten.)

## Der räthſelhafte Herr.

2) Romiſcher Roman von Heinrich See.

## Erſtes Kapitel.

Ueber dem anmuthigen Badeorte Liebenau blaute ein ſchöner Tag. — Der große Speiſeſaal im „Hotel zum Adler“ war noch leer. Der Adlerwirth — er hieß Ziegenſpeck — hatte dieſen Saal erſt im verfloſſenen Jahre angebaut. Der Saal hatte ſechs hohe Fenster, Parquetboden und einige an die Wände gemalte Sprüche, wie zum Beiſpiel „Ein froher Gaſt iſt Niemand's Laſt“ oder „Ein friſcher Trunk macht Alte jung“. Sein Beſitzer hielt ihn inſolgedeffen für etwas Ungewöhnliches. Auf allen Briefbogen, Poſt- und Adreßkarten des Hotels prangte als große Attraction dieſer Speiſeſaal. In der Abbildung machte er ſich, weil der Zeichner willkürlich ſeine Dimensionen ins Unermeßliche vergrößert hatte, ſogar noch imponanter, majeſtätiſcher. Mehrfach hatten die Hotelgäſte Ziegenſpeck bereits empfohlen, er ſolle ſtatt des Saales lieber Proben von der prächtigen Umgebung auf ſeine Briefbogen und Karten ſetzen, weil es derlei Säle auch anderwärts millionenfach gäbe. Das leuchtete aber dem Adlerwirth, obwohl er ſonſt ein intelligenter Mann und in jeder Hinſicht das Muſter eines Hotelwirths war, nicht ein. Er hielt nach wie vor ſeinen neuen Speiſeſaal für Liebenaus bedeutſamſte Zierde.

Die Table d'hôte begann pünktlich um halb Eins. Faſt alle Kurgäſte fanden dieſe Zeit zu früh. Unfreundliche Wißbolde behaupteten, die Stunde wäre nur deshalb ſo früh angeſetzt, weil dann noch Niemand von den Tiſchgenoffen Hunger habe; das war Verleumdung. Man aß im „Adler“ vorzüglich, reichhaltig und billig. Der Grund der frühen Stunde war der Regierungsrath. Während nämlich die Sommervögel ſich regelmäßig nach den üblichen vier Wochen wieder verflüchteten, aß der Regierungsrath das ganze Jahr hindurch im „Adler.“ Er war Junggeſelle und ein vornehmer, feiner und humaner Herr, wenn auch etwas nörgeliſch und ſarkastiſch veranlagt. Regierungsrath Freiherr von Scharfenſtein — ſeine Charge entſprach in Preußen dem Landrath — war die hervorrageſte Perſon im ganzen Amtsbezirk. Der Adlerwirth zitterte vor ihm. Die Eſſensſtunde des Barons war um halb Eins. Dem hatten ſich alſo die Gäſte zu fügen.

Pauline, die erſte Kellnerin, ein hübsches und honnettes Mädchen, deckte, von zwei jüngerer Kolleginnen flankirt, den Tiſch. Vor jedes Couvert ſetzte ſie eine mit Patentverſchluß verſehene Flaſche; die Flaſchen waren mit dem neutralen kohlenſauren Waſſer gefüllt, das jeden Morgen von einer beſtimmten Duelle geholt wurde. Man trank es mit einem Viertel Pfälzer zuſammen und nannte dieſe wohlſchmeckende Miſchung wie am unſernen Rheinflrom „Schorle Morle“.

Vor den Fenſtern auf der Straße brannte die grelle weiße Mittagsgeluth.

Es war noch Anfang Juli, die Schulferien hatten noch nicht begonnen. An den Häuſern hingen noch zahlreiche Tafeln: Hier ſind Zimmer zu vermietthen.“ Verlangte Jemand in der

Buchhandlung einen Führer, ſo hieß es, die alten ſeien „alle“ und die neuen ſeien noch nicht da.

Mit Bleid, Ranzen und Wanderſtab bewaffnet, kam von der Landſtraße her ein junger Mann. Seine Schuhe waren ſtark beſtaubt und ſein Anzug ſah ſtrapazirt aus. „Hotel zum Adler“ ſtand mit weißhin leuchtenden Buchſtaben auf der Hausſeite, die dem Garten zugelehrt war. Der junge Mann ſchritt darauf zu. Das Hotel war ihm ſchon weit und breit empfohlen worden. Als er im Garten die weißen Tiſchtücher erblickte, fühlte er ſich beklemmt. Er kannte ſolche weiße Tiſchtücher im Garten. Hotels mit weißen Tiſchtüchern im Garten waren theuer.

Die Adlerwirthin, eine ſtattliche, hübsche und noch junge Frau, ſaß, als er eintrat, gerade in der an den Hauſtur anstoßenden Leuteſtube. Obwohl von Morgens früh bis Abends ſpät als eine tüchtige Wirthin in ſtändiger Bewegung, hatte ſie es dennoch zu einer ſehr rundlichen, körperlichen Fülle gebracht. Vertrauten Gäſten gegenüber beklagte ſie das und ſchwärmte gern noch von der ſchlanken Taille ihrer Mädchenjahre.

Die Leuteſtube war dicht von Landbevölkerung beſetzt und blauer, beizender Tabakqualm erfüllte den Raum. Die Adlerwirthin, im Grunde eine feine Dame, vernachläſſigte aber auch den ſozial niedriger geſtellten Theil ihrer Gäſte nicht. So ſaß ſie mit den Bauern zuſammen und unterhielt ſich mit ihnen über den bevorſtehenden erſten Graſſchnitt.

„Könnte ich wohl noch ein Zimmer bekommen?“ fragte der junge Mann.

Manche Wirthſe prüfen erſt das Neußerliche ihrer Gäſte und richten ſich danach. Sie prüfen den Anzug, das Geſicht. Nicht ſo die Adlerwirthin von Liebenau. Auch hinter unſcheinbaren Hüllen verbergen ſich manchmal bedeutende Perſonen.

„Bitte ſehr.“ ſagte ſie artig und ſtand auf.

Der junge Mann zögerte noch.

„Mein Name iſt Hannefried.“ fuhr er fort, „was verlangen Sie denn, wenn ich volle Penſion bei Ihnen nehme?“

„Auf wie lange, wenn ich fragen darf?“

„Se nachdem. Drei oder vier Wochen.“

„Den Tag vielleicht fünf Mark?“

Der junge Mann machte ein etwas verlegenes Geſicht.

„Sie haben dafür ein ſchönes Zimmer, Frühſtück, Table d'hôte und Abends, was Sie nach der Speiſerarte wünſchen.“ ſetzte die Adlerwirthin ſchnell hinzu — „wenn ſie beim Eſſen ausbleiben, wird es abgezogen. Mittags, ſagen wir, noch ein Viertel Wein.“

„Alſo gut.“ erwiderte endlich der junge Mann. Hannefried genirte ſich, noch nein zu ſagen. Er konnte gegen Damen nicht abſtoßen ſein.

Die Adlerwirthin führte ihn ſelbſt die Treppe hinauf und öffnete ihm dort ein ſehr freundliches und komfortables Zimmer. Es lag im erſten Stock mit den Fenſtern nach der Straße. Sie wechſelte mit Hannefried noch einige liebenswürdige Worte, ſagte ihm, daß ſogleich geſeſſen würde und verabschiedete ſich dann vorläufig von dem neuen Gaſt.

Hannefried war, als er jetzt Toilette machte, sehr unzufrieden mit sich. Fünf Mark pro Tag! Die Getränke natürlich extra. Immer war er voreilig. Es gab billigere Gasthäuser. Er hatte sich von seinem Gehalt als Buchhändlergehilfe einige hundert Mark zusammengespart. Seine alte Stelle hatte er aufgegeben, erst Anfangs September trat er seine neue an. Bis dahin wollte er sich für sein Geld endlich einmal in seinem Leben ernstlich amüsiren, erholen. Er hatte sich das schon lange einmal gründlich aufs Korn genommen. Er kam soeben von einer achttägigen Fußwanderung. Sein Koffer mit dem guten Anzug lag noch auf einer Bahnstation. Er wollte sich ihn per Postkarte jetzt sofort nachkommen lassen.

Die Uhr im Speisesaal zeigte auf halb Eins.

Die Gäste hatten sich versammelt und am Tisch Platz genommen, obenan der Regierungsrath, ein kleiner schwächlicher Herr mit einer goldenen Brille, durch die aber zwei blaue stahlige Augen sahen. Ihm zur Seite ein ansehnlicher, beliebter junger Mann mit rothem Gesicht und hervorragenden Schmissen darin, sein Praktikant, Praktikant Stroh. Die übrigen, zumißt älteren Herren an diesem Ende des Tisches waren alles treue Stammgäste, die jedes Jahr nach Liebenau zum Kurgebrauch und zur Erholung kamen, ein Postrath, ein Notar, ein Geheimer Forstrath und Seltenerwasser-Fabrikant Schlauch. Bezeichnend für dieses Tischende war der völlige Mangel an Damen. Dennoch war das Gespräch der Herren bereits ziemlich aufgeleget. Der Regierungsrath führte merklich das unsichtbare Szepter. Bedeutend reservirter, flüsternder verhielt sich die übrige Tischgesellschaft.

Pauline, von ihren Gehilfinnen unterstützt, reichte mit gewohntem Lächeln die gefüllten Suppenteller herum. Es gab Krebschuppe.

„Sehn's mir mit dem Zeug bloß aus den Augen,“ sagte der Regierungsrath.

Er aß eigentlich nur Bouillon, Kartoffeln und Rindfleisch.

Pauline lächelte und schritt weiter.

Praktikant Stroh nickte loyal. Er kannte seines Vorgesetzten Geschmac.

Es war gerade von dem neuen Bade direktor die Rede und oer Reunion, die am übernächsten Sonntag, wie alle vierzehn Tage, wieder stattfinden sollte.

„Abwarten will ich bloß, ob er sie auf dem Amte anmelden wird,“ sagte der Regierungsrath, „das letzte Mal hat er sich's geschenkt.“

„Werden der Herr Regierungsrath dieses Mal hinkommen?“ wagte Praktikant Stroh zu fragen.

Er wußte, daß es der Vorgesetzte im Innersten nicht gern sah, wenn seine Praktikanten die Vergnügungen des Badeortes in zu reichem Maße sich zu Gemüthe führten. Bade-Praktikanten heißen solche junge Männer. Die Arbeit auf dem Amt und die Vorbereitung zum Examen war ihnen Nebensache. Im Sommer ließen sie sich nach den Bädern versetzen, im Winter kehrten sie nach der Stadt zurück. Praktikant Stroh brannte aus gewissen Gründen auf die nächste Reunion. Die Anwesenheit des Vorgesetzten hätte ihm die seinige wesentlich erleichtert.

„Von mir aus,“ lachte ironisch der Regierungsrath kurz auf, indem er seine Blicke auf die weibliche Bevölkerung des Tisches gleiten ließ — „was Gescheidtes wird schon wieder zusammen sein. Am Sonntag will ich mein Vergnügen haben.“

Im Allgemeinen war der Regierungsrath kein Damenfreund. Die Ecde lachte ritt.

Der Regierungsrath holte etwas unter dem Tisch hervor. Es war eine Flasche guter Rheinwein, aus der er

sich ein Glas vollfüllte. Dann stellte er die Flasche wieder unter den Tisch. Es behagte ihm nicht, daß die Leute im Gegensatz zu den kleinen Karaffen, die vor den andern Gebedcken standen, vor dem seinigen eine ganze Flasche stehen sehen sollten.

„Ich muß aber wirklich sagen,“ fiel der Postrath aus Würzburg, gleichfalls Junggeselle, natver Weise ein, „ich hab' mich das letzte Mal ausgezeichnet amüßirt, aber wirklich ganz ausgezeichnet.“

„Da ist wohl die Frau Königsberger dagewesen?“ bemerkte der Regierungsrath.

Abermals lachte die ganze Ecde, am aller Bernehmlichsten Praktikant Stroh.

Es gehörte dies, wenn nämlich der Regierungsrath einen Scherz einmal machte, zu seinen Praktikantenspflichten.

Frau Königsberger war eine feste, junge rothblonde Banquiersfrau aus Frankfurt, die mit großem Luxus auftrat, gern Kurmacher um sich sah, durch einen oft bewiesenen Wohlthätigkeitsinn aber vernünftige Beurtheiler mit sich versöhnte. Der Postrath sprach immer mit großer Wärme von ihr.

„Sie war heut' wieder auf der Promenade,“ sagte etwas desot mit funkelnden Augen der kleine dicke, schon bejahrte Schlauch. Den hohen Beamten gegenüber blieb er sich seiner unbetitelten Persönlichkeit immer bescheiden bewußt. Er unterhielt die Menschen sonst gern mit seinen Familienangelegenheiten, weshalb man ihn einigermaßen fürchtete. Namentlich sprach er von seiner seit dem verfloßenen Jahre verheiratheten Tochter viel. Diese Dame sah ihrem ersten Mutterglück entgegen, und stündlich wartete Schlauch auf ein Telegramm. Schlauch war Wittwer. Tauchten neue und hübsche Damen auf der Bildfläche von Liebenau auf, so wußte das Schlauch in jedem einzelnen Falle zuerst. Auch heute erzählte er davon. Dabei rühmte er eine gestern Abend mit ihrer Mutter angekommene junge Dame, die in der Sonne abgestiegen und heute Morgen schon beim Frühkonzert erschienen war. Die Mama war eine verwittwete Stabsärztin aus Fulda.

„Dann hätt's ihrer ja genug,“ sagte der Regierungsrath, „suchen Sie sich doch noch eine aus. Dann kriegt's Kind wenigstens eine Großmutter.“

Anhaltende Heiterkeit krönte die auf Schlauchs Familienverhältnisse gemünzte Anspielung.

Der Regierungsrath war der sarkastischen Meinung, daß junge Damen, die Liebenau besuchten, dies weniger aus Gesundheitsgründen thaten, obwohl die Liebenauer Ludwigsquelle einen gewissen Ruf als Mittel gegen die Bleichsuche besaß, sondern vielmehr deshalb, um einen Gatten zu bekommen. Einige vorgekommene Fälle gaben dieser Auffassung einen Anschein von Berechtigung, sodaß Liebenau in den benachbarten Gegenden thatsächlich den Ruf genos, auch in hartnäckigen, aussichtslosen Fällen heirathsbedürftigen Damen die ersehnte Hilfe zu bringen.

Liebenau galt als ein Verlobungsbad.

Neben Praktikant Stroh ließen sich jetzt zwei hübsche junge Mädchen nieder. Sie waren von auswärts, weilten auf einem benachbarten Gute bei Verwandten des Adlerwirthes zu Besuch und gehörten deshalb sozusagen zum Hause. Ein Wagen hatte sie vom Gut nach Liebenau gebracht, wo sie Einkäufe gemacht hatten. Praktikant Stroh war mit beiden Damen bekannt. Er begrüßte sie mit der Ritterlichkeit, soweit diese ihm in Gegenwart seines Vorgesetzten zu Gebote stand. Das Gespräch verstummte. Auf eine Frage, zu der Praktikant Stroh im Angesicht des Vorgesetzten sich ermannete, erzählten beide junge Mädchen, wenn auch etwas zurückhaltend und schüchtern den Zweck ihrer Ankunft und wie sie sich als sonstige Stadtkinder die Zeit auf dem Gute vertrieben.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Frau auf der Straße.

[Nachdruck verboten.]

Von Robert Miß (Berlin).

Auch ein Stück der Frauenfrage: die Frau auf der Straße, in der Öffentlichkeit. Der Orient verbannt sie daraus. Vermummt und scheu huscht dort das Weib aus dem Volke durch die Menge. Die vornehme Orientalin tann sich das bewegte Straßentreiben überhaupt nur aus den Fenstern ihrer Kutschke oder ihres Hauses betrachten. Man stelle sich das einmal ins Europäische überseht vor. Die Straße wäre ihres schönsten Schmuckes beraubt und für uns Männer gerabezu reijlos. Den blasirtesten Flaneur überläuft es eiskalt bei diesem Gedanken. Und auch die Frauen selbst schaudern. Denn wo lassen sich bequemere Toilettenstudien anstellen, als auf den Straßen einer großen Stadt? Eine Promenade durch die Berliner Friedrichstraße oder den „Ring“ in Wien zeigt den weiblichen Augen, die zu sehen verstehen, mehr, als es die beste Modezeitung vermag.

Man kann nun nicht sagen, daß unsere deutschen Frauen, selbst in der glänzenden deutschen Reichshauptstadt, sich besonders auffallend für die Straße kleiden. Ja, es giebt wohl kaum eine zweite Weltstadt, in der man soviel dunkle und einfache Straßenkostüme erblickt, wie in Berlin. Da stolziert die New-Yorker Weltkame in der „Fifth Avenue“, der vornehmsten Promenade der amerikanischen Metropole ganz anders daher — mit Brillanten und Blumen überladen, die sie im Winter selbst auf dem kostbaren Pelzwerk trägt, in Seide, Spitzen und hellfarbige Toiletten geküßt.

Einfacher, aber immer noch kostbarer und reicher als die Berlinerin, kleidet man sich in Wien und Paris. Im Prater und im Pariser „Bois“ erblickt man zuweilen so kostbare Toiletten, daß Alles stehen bleiben würde, spazierten ihre Trägerinnen im lieben Deutschland umher. Dort mustern sie nur die kritischen Augen der Geschlechtsgenossinnen oder die bewundernden des eleganten Flaneurs.

Freilich, nirgends ist man so neugierig wie in unserem lieben, noch immer ein wenig spießbürgerlichen Vaterlande. Ja, in Berlin, das doch eigentlich durch seine neue, freilich noch zu neue Weltstadtrolle darüber hinaus sein sollte, hat man geradezu die „Sehsucht“, wie ich es nennen möchte. Fällt dort ein Droschkensperd, taumelt ein Betrunkener oder zeigt sich sonst etwas Auffallendes, so sammeln sich sofort Scharen von Menschen an. In London oder New-York, wo man weniger Zeit übrig hat, wendet man kaum den Kopf nach einer besonders auffallenden Erscheinung. Die „Sehsucht“ der Berliner staunt dagegen Alles, was ihr irgendwie neu erscheint, in ziemlich aufdringlicher Neugier an. Vor einigen Jahren waren das z. B. die neu auftauchenden gelben Schuhe. Als in anderen Ländern schon alle Welt im Sommer hell beschuht herumließ, konnte man in Berlin noch höhnische Bemerkungen darüber hören. Und es ist noch gar nicht so lange her, daß dort die Trägerin eines weißen Kleides an Wochentagen in der Stadt selbst angehaunt wurde. Nur am Sonntag, bei den Landpartien ins Freie, durfte die Berlinerin damals weiß gekleidet gehen.

Mit dem Wachstum der Reichshauptstadt hat sich das freilich geändert; aber noch immer richtet sich diese spezifisch Berlinische „Sehsucht“ viel zu sehr auf unsere Frauenwelt. Eine Dame, die hübsch, jung und unbeschützt ist, wird hier mehr durch Blitze belästigt als anderswo; und wandelt sie noch so züchtig mit niederge schlagenen Blicken einher, sie ist keinen Moment davor sicher, angesprochen zu werden („angequasselt“ nennt es der Berliner), falls sie jene erwähnten Eigenschaften besitzt.

Gilt dies schon für den Tag, so kann sich eine anständige Frau mit einbrechender Dunkelheit ohne männlichen Schutz nicht mehr auf den Straßen Berlins blicken lassen, ohne gelegentlich in rohester Weise belästigt zu werden. Man hat leicht sagen, daß ein weibliches Wesen des Abends oder gar Nachts nicht mehr allein auf die Straße gehöre. Nicht jede Frau und jedes Mädchen hat immer eine Begleitung zur Hand, wenn sie vom Theater, von Verußwegen oder aus geselligem Kreise heimelt. Welchen Gefahren schutzlose Frauen oft ausgesetzt sind, davon zeugen gewisse Gerichtsverhandlungen, die neuerdings die allgemeine Aufmerksamkeit auch außerhalb Berlins erregt haben. Hat doch jüngst ein Staatsanwalt öffentlich und amtlich gesagt, „daß die Ausschreitungen auf offener Straße in Berlin beinahe einen epidemischen Charakter angenommen haben, sodas fast kein Tag vergeht, an dem nicht irgend eine Abtheilung des Kriminalgerichts sich mit einer der-

artigen Affäre zu beschäftigen hätte.“ Und dabei bringen nur vereinzelte Fälle in die Öffentlichkeit und zur Kenntniß des Gerichtes. Das ist ein böser Punkt im Straßenleben der modernen Großstadt; denn was für Berlin gilt, gilt, wenn auch in geringerem Maße, für manche andere deutsche und außerdeutsche Großstadt.

Ich kenne nur zwei Weltstädte, in denen zu jeder Tages- oder Nachtzeit eine anständige Frau unbelästigt umhergehen kann: Wien und New-York. In beiden Metropolen schüßt sie der große Respekt, den der Wiener wie der Amerikaner vor der Dame hat. Natürlich, vor dem Raubanfall irgend eines Strolches in einer abgelegenen Gegend ist sie auch dort nicht sicher; aber jene eleganten Strolche der frequentirten Straßen, die jede alleingehende Frau belästigen und beschimpfen, existiren dort nicht.

In New-York war es nicht immer so wie heute. Auch dort wurden vor Zeiten anständige Frauen durch rohe Zudringlichkeit belästigt — wohl mehr durch den fremdländischen Böbel jener internationalen Stadt, als durch die Eingeborenen selbst, denen der Respekt vor der Frau zu tief im Blute steckt.

Als dies Anwesen immer mehr überhand nahm, beschloffen die New-Yorker Frauen, diesem Treiben aus eigener Kraft ein Ende zu machen. Und mit der den Amerikanerinnen eigenen Energie und dem praktischen Sinn, der sie auszeichnet, griffen sie das Uebel am richtigen Ende an. Die vornehmsten Ladys durchstreiften nach einer bestimmten Verabredung theilweise mit zierlichen Revolvern bewaffnet, die Straßen New-Yorks. Wurde eine Dame belästigt, so antwortete sie — so lautete die Parole — mit einer kräftigen Ohrfeige. Gab sich der Betreffende damit nicht zufrieden, so wurde ihm der Revolver gezeigt oder der Schutz der Polizei resp. der Passanten angerufen. Sehr bald gewöhnten sich die schlechteren der männlichen Elemente der New-Yorker Bevölkerung daran, die allein wandelnden Damen auch des Nachts als „tabu“ zu betrachten, wie es heute der Fall ist.

Es wäre zu wünschen, daß unsere deutschen Frauen dies Beispiel nachahmten. Sie sollten sich zu Schutz und Trutz zusammentun, um unerbetener Annäherung der Männerwelt auf der Straße ein für allemal ein energisches Ende zu machen.

## Allerlei.

Die Zahl der Häuser in den größten Weltstädten. London, der Goliath unter den Städten, zählt natürlich auch die meisten Häuser, nämlich 600 000 bewohnte Gebäude für 4 1/4 Millionen Einwohner. Danach sind die Wohnungsverhältnisse in London ungewöhnlich gute zu nennen, denn es kommen auf jedes Haus nur etwa 7 Personen. Demnächst hat Groß-New-York die meisten Häuser, nämlich 115 000, und auf jedes kommt, was bei den vielen Erzählungen von den Riesenhäusern dieser Stadt nicht recht begrifflich erscheint, durchschnittlich nur die Zahl von 18 Menschen. Bedeutend geringer ist die Zahl der Häuser im Verhältnis zur Einwohnerzahl schon in Paris. Die französische Hauptstadt besaß 1815 28 000, 1870 70 000, und gegenwärtig besitzt sie 85 000 Häuser, von denen jedes durchschnittlich 26 Personen beherbergt. Am Schlechtesten aber ist es in dieser Hinsicht mit Berlin bestellt. 1895 hatte Berlin nur 35 125 bewohnte Gebäude und eine Einwohnerzahl von 1 677 304, so daß auf jedes Haus eine Bewohnerchaft von durchschnittlich 48 Menschen kommt. Freilich scheint uns die Angabe einer durchschnittlichen Bewohnerzahl der Häuser Londons von nur 7 Personen nur dadurch erklärlich, daß viele Geschäftsgebäude eigentlich überhaupt nicht bewohnt sind und doch unter die bewohnten Häuser mitgerechnet werden. Dazu kommen allerdings noch die zahlreichen sogenannten Ein-Familien-Häuser.

Eine verhängnisvolle Luftschiffreise. Ein verlassener Ballon wurde kürzlich in Cieux in Frankreich gefunden. Derselbe gehörte, wie sich ergab, dem französischen Luftschiffer Deslandes in Paris, der am Sonntag mit dem Luftschiff in Cognac einen Luftzug unternommen hatte, begleitet von einem Mitreisenden Namens Mazonaud. Als der Ballon aufgelassen wurde, erfaßte ihn sofort ein starker Windstoß und warf ihn gegen den Ballon eines Hotels. Infolgedessen rissen drei der Masttaue, und Herr Mazonaud, welcher sich durch den Stoß eine schwere Verletzung des Kopfes zugezogen hatte, schien aus der Gondel stürzen zu wollen. Herr Deslandes, der bei der Affäre eine bewundernswürdige Geistesgegenwart bewies, ergriff ihn daher schnell und schob ihn in ein offenes Fenster des Hotels hinein. Der Ballon stieg hierauf mit furchtbarer Schnelligkeit zu schwindender Höhe empor, daß Deslandes das Bewußtsein verlor. Nach einigen Stunden erst kam er wieder zu sich, öffnete das Ventil und ließ sich herab. Der Unter fachte einen Baum, doch riß das Thau, und der Ballon stieg abermals schnell wieder empor, und erst, nachdem eine bedeutende Menge Gas entwichen war,

sank er vor Neuem und trieb nun in mächtigen Sprüngen über das Gefilde dahin, bis er in einem Baume hängen blieb. Deslandes selbst wurde durch den furchtbaren Nuck aus der Gondel geschleudert und stürzte 30 Fuß tief auf die Erde hinab. Obwohl Deslandes keine äußeren Verletzungen erlitten hatte, mußte er doch zur Pflege in das Krankenhaus gebracht werden.

**Ein Roman des Lebens.** Zur Zeit weilt in Kopenhagen eine Engländerin, welche vor acht Jahren das Tagesgespräch im ganzen Norden bildete. Rosa Heath, welche damals erst achtzehn Jahre zählte, trat im Arenatheater als Solotänzerin und Sängerin auf und sang sich in aller Herzen, denn sie bevorzugte Keinen und alle Attacks auf das kleine Herz der schönen Britin wurden erbarmsungslos abge schlagen. Da lernte sie einen schwedischen Fuzarenoffizier kennen, der selbst in den Augen der strengen Mutter, welche stets bei ihr weilte, Gefallen fand. Es dauerte nicht lange, so liebte sie ihn leidenschaftlich, und selbst wenn sie auf der Bühne ihren geschmeidigen Körper im Tanze wiegte, wandte sie keinen Blick von ihm. Blöthlich brach Miß Heath ihren Kontrakt mit dem Arenatheater und verschwand mit dem hübschen Fuzarenlieutenant. Die Mutter feste alle Beförden in Bewegung — umsonst, nirgends war das Pärchen zu finden. Nachdem Miß Heath sich vierzehn Tage in Schweden auf gehalten hatte, erfuhr sie, daß ihr Ideal — verheiratet war. Diese Nachricht vernichtete alle Hoffnungen mit einem Schlage und der Geit des armen Mädchens umnachtete sich. Sie wurde nach England zurückgeschafft, wo sie acht Jahre im Irrenhause zubringen mußte. Jetzt befindet sie sich wieder auf dem Wege der Besserung, und ihr eriter Wunsch war, die Stadt aufzusuchen, in welcher sie den treulosen Mann kennen lernte, dem noch heute ihr Herz und jeder Gedanke gehört.

**Interessantes von den Abessinierinnen.** In Paris herrscht momentan große Aufregung über die Anwesenheit der beiden Prinzen aus dem Lande des Negus Menelik. Einer Berichterstatterin der „Fr.“ ist es gelungen, eine Audienz bei Herrn Monodon zu erhalten, der am Hofe des Negus die Stelle eines Ministers bekleidet, und dem folgenden Artikel entnehmen wir nun folgende Details: Das Kostüm der dunkelhäutigen Schönen von Abis Ababa besteht in einem weiten Hemd, das bis auf die Hüfte fällt, und dessen weite Aermel oft eine Länge haben, die nicht selten mehrere Meter beträgt. Je länger dieser Theil des Kleidungsstückes ist, desto vornehmer ist dessen Trägerin. Die Aermel werden in dichten Falten auf den Arm gestreift und am Handelenk befestigt. Ueber diesem Gewande tragen die Frauen eine Art Mantel, der aber wie bei den Männern nur aus einem einfachen Stück Stoff besteht. Die Abessinierinnen sind nicht kokett, sie behängen sich selten mit überflüssigem Tand, nur ihr Haar scheint der Gegenstand ihrer größten Sorgfalt zu sein. Dieses ist reich und lockig, doch nicht wollig, wie das der Negerin; aber die Art, wie die eleganten Frauen es sich frisiren lassen, ist nach unserem Geschmack geradezu abstoßend. Das Haar wird in unzählige dünne Köpfe geflochten und vorher so stark mit Butter und mehr oder weniger aromatischen Oelen eingefettet, daß der Duft, den eine solche Frisur ausströmt, jedem Ausländer überaus widerwärtig sein würde. Schmuckstücken wie Ringe, Ohrgehänge und Armbänder tragen die Abessinierinnen wohl, doch werden sie sich nie damit überladen. Große Vorliebe bezeigen sie für Ohrgehänge aus Silberfiligran; das Silber hat in Abessinien überhaupt größeren Werth als Gold. Die Ringe sind gleichfalls aus Silber und werden sonderbarerweise an den Fingerspitzen dicht über dem Nagel getragen. An den Fuß- und Handgelenken befestigen die jungen Mädchen zierliche Spangen, die sich eigenthümlich auf ihrer bräunlichen Haut ausnehmen. Die Gesichtsbildung der Abessinierin ist regehnäßig, ihre dunklen Augen sind groß, schön und lebhaft, die herrlichen Zähne blendend weiß. Oft findet man Frauen mit sehr schönen Gesichtszügen, einem nur leicht bräunlich angehauchten Teint u. d. langem, weichem Haar. Was die Sauberkeit der weiblichen Unterthanen des Negus anbetrifft, so werden die guten Prinzipien der Hygiene scrupulös befolgt. Toilettenstücke und Seifen, Schwämme und Nagelbürsten sind im fernen Habesch gänzlich unbekannt, die Frauen gehen Morgens und Abends mit einem kleinen Eimer in der Hand an den Fluß, und es macht Spaß, die Schönen in langen Reihen nach dem Ufer hinabzuwandeln und sich ungenirt mit dem kühlen Naß waschen zu sehen. Bei Tagesanbruch stehen sie schon auf und nachdem sie in duftiger Morgenfrische ihr Frühstück genommen, gehen sie daran, das Korn zu mahlen und den Morgenimbis zu bereiten. Bei dieser Beschäftigung singen sie mit voller Stimme patriotische und kriegerische Lieder. Ihre Kleider nähern die Frauen sich nicht selbst; ja, sie verstehen es nicht einmal, ihre Feiertagsgewänder zu besticken oder alte Sachen auszubessern. Diese Arbeiten überlassen sie den Männern; die „Damen Schneider“ sind dort also ebenso ein Postulat des guten Tons und der Mode, wie bei uns. Viele der vornehmeren Damen erlernen zwar das Sticken und einige Prinzessinnen sollen sogar in dieser Kunst Vorzügliches leisten. Die Ehen werden in Abessinien sehr einfach geschlossen. Wenn ein Mann die Auserwählte seines Herzens heirathen will, so sucht er durch einen Freund um die Einwilligung ihres Vaters nach. Sobald diese erfolgt ist, begiebt er sich in das Haus der Braut und beide Theile schwören einander die Treue. Ein bestimmter Tag für die Hochzeit wird festgesetzt, der Bräutigam nimmt an demselben die Braut, die nur bei den sehr Reichen eine Aussteuer erhält, auf die

Schulter, trägt sie einmal rund um das Haus ihres Vaters und dann in sein eigenes. Nachdem ein kleines Festmahl eingenommen ist, begiebt sich das Paar zu einem Priester, sagt ihm, daß es Mann und Frau geworden, hört die Messe mit an und nimmt das Sakrament. Bei Landleuten wird die Ehe ohne diese Ceremonie geschlossen und nur durch einen Schmauß gefeiert. Ein wichtiges, in Abessinien existirendes Gesetz liefert den Beweis, daß die Frauenfrage auch dort nicht ganz unbekannt ist; dieses bestimmt nämlich, daß die geschiedene Frau auf die Hälfte der Güter des Mannes Anspruch hat. Mit der Treue scheinen es die Abessinierinnen, die impulsiver Natur sind, ein lebenswürdiges Gemüth und sehr munteres Wesen haben, nicht gar zu genau zu nehmen.

**Blüthenlese aus den „Lustigen Blättern“.**

**Guten Appetit.**

Der kleine Franz (auf dem Kinderfest): Ach bitte, Onkel Max, kaufe mir doch ein Glas von meiner Limonade ab, sie ist ebenso gut, wie Emils, kostet aber statt zehn nur fünf Pfennig.

Onkel: Gut, her mit der Limonade. Sie schmeckt wirklich sehr gut. Hier hast Du Deine fünf Pfennige. Nun sage aber, wieso bist Du denn billiger, als die Andern?

Der kleine Franz: Na gut, Dir will ich's sagen, muß's aber nicht weiter erzählen: Der Ami ist vorhin in die Limonade 'reingefallen.

**Der Grund.**

„Warum reißt denn der dicke Herr Rudel jedes Jahr in dieser Gebirgsbahn?“

„Des Echos wegen, das er beständig anruft.“

„Was hat er denn aber bloß davon?“

„Seine Frau ist nämlich der leidhaftige Widerspruchsgeist, und nun thut es ihm wohl, mal eine Zeit lang Jemand zu hören, der immer daselbe sagt, wie er.“

**Druckfehler. (Auf einer Speisekarte.)**

Heute besonders zu empfehlen: Gaultasch.

**Ausgeglichen.**

Reisender (auf einer Zwischenstation): Es hieß doch, der Zug würde starke Verspätung haben, und nun ist er pünktlich auf die Sekunde da.

Stationsvorsteher: Aber das ist ja der Zug von gestern, der hat genau 24 Stunden Verspätung; wenn sie mit dem Zug von heute fahren wollen, müssen Sie bis morgen warten.

**Spanisches Kriegslied.**

Der General-Gouverneur der Philippinen Augustin bezeichnet in einem Telegramm an den spanischen Kriegsminister seine Lage als unhaltbar.

O Du lieber Augustin, Augustin, Augustin,

O Du lieber Augustin, o Du mein Schreck.

's Geld ist weg, 's Kavel is weg,

Telegraph is weg, Eisenbahn weg,

Bald ist auch Manila weg,

Augustin liegt im Ir. . .

O Du lieber Augustin, Alles is weg!

**Vom Büchertisch.**

— Eine neue Landesbeschreibung in ganz eigenartiger Form fundet die Verlagsbuchhandlung von Velhagen u. Klasing (Mielefeld und Leipzig) an: **Land und Leute, Monographien zur Erdkunde.** Wie die Verlagsbuchhandlung in den bekannten Knackfusschen Künstler-Monographien eine umfassende Kunstgeschichte, in den Hendrichen Monographien zur Weltgeschichte die einzelnen Epochen geschichtlicher Entwicklung in ihren hervorragendsten Erscheinungen giebt, so sollen diese neue Monographien zur Erdkunde die verschiedensten Theile der Erde zur Darstellung bringen, unter besonderer Rücksichtnahme auf das Vaterländische. Jeder Band ist gebunden einzeln zum Preise von 3 Mark käuflich. Vor uns liegt der erste reichillustrirte Band, in dem A. E. Coebel „Thüringen“ behandelt. Es ist ein liebevolles und anziehendes Bild der ganzen Landschaft, das uns hier entrollt wird. Wir wandern durch die fruchtbarsten Gebiete der Landwirtschaft und des Gartenbaus, steigen hinauf zu den bewaldeten Gebirgen und schauen hinab in farbentheiligeren Flußthäler, an deren Uferhöhen alte Burgen uns von der Vergangenheit erzählen. Wir lernen die Bevölkerung kennen in ihrem Leben und Treiben, bei ihrer Arbeit und ihren Festen. Der Text ist allgemeinverständlich geschrieben, überausesselnd wirkt der bildliche Schmuck. Es ist kaum zu viel gesagt, daß wir in Deutschland noch keine gleich reich und geschmackvoll ausgestattete geographische Publikation zu diesem Preise besaßen. Alle schönen Landschafts- und Städtebilder treten vor uns hin, bei lesteren wirkt die Gegenüberstellung alter Aufnahmen besonders reizvoll. — Demnächst folgen in der Reihe von „Land und Leute“, Monographien zur Erdkunde: Ruba, Norwegen, Nordsee Küste, Rhein, Titul u. s. w.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Eberleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Tiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.